

Funktionalität im Wohnbau.

Wann »funktioniert« ein Wohnbau in menschlicher Hinsicht?

HARALD DEINSBERGER-DEINSWEGER

Funktionalität im Wohnbau bzw. der »funktionelle Wohnbau« an sich ist in den letzten Jahrzehnten in Verruf geraten – aus einem bestimmten Grund und daher auch mit einer gewissen Berechtigung. Und zwar nicht weil die Funktion der Form gefolgt wäre oder umgekehrt, sondern weil beide Prioritäten folgten, die sich nachteilig auf die menschliche Qualität von Wohnbauten auswirken mussten. Form und Funktion folgen stets gewissen Prioritäten, die in Ihrer Gesamtheit den Zweck von baulichen Strukturen definieren. Die Prioritäten geben dem Zweck eine innere Hierarchie und Orientierung. Doch wem dienen diese Prioritäten und wer oder was sollte diese festsetzen?

Funktionen dienen prinzipiell dazu, einen bestimmten Zweck zu erfüllen. Wenn Wohnbau den Zweck haben soll, als menschengerechtes Habitat zu fungieren, dann muss auch seine Funktionalität dahingehend definiert werden. Wohnbau funktioniert demnach dann, wenn er im besten Sinne zu einem menschlichen Habitat werden kann und ein solches auch dauerhaft bleiben kann. Doch was bedeutet »menschengerecht« oder »im besten Sinne« in diesem Kontext? Wie lässt sich ein menschengerechtes Habitat wissenschaftlich definieren? Jedes Habitat kann als ökobehaviorales System¹ betrachtet werden, das sich im Kern aus den darin wohnenden Lebewesen, den einzelnen räumlich physischen Komponenten sowie den internen wie externen Wechselwirkungen zusammensetzt. Wir wollen es hier »Habitatsystem«² nennen. Wenn wir die Funktionen von baulich räumlichen Strukturen eines Habitats (Wohnbaustrukturen) beschreiben wollen, so müssen wir uns zuerst das Habitatsystem insgesamt näher ansehen sowie die Prioritäten der darin lebenden Wesen erkennen.

1 Vgl. Engemann 1996: 106

2 Deinsberger 2007a

Zur Theorie menschlicher Habitatsysteme (Habitattheorie)

Um einleitend eine Kurzdefinition vorweg zu nehmen, konstituiert sich ein Habitatsystem über folgende Faktoren: (a) die Komponenten: vor allem die Hauptkomponenten Mensch, Wohnung und Umfeld und gegebenenfalls zahlreiche weitere Teilkomponenten und Subsysteme, (b) die Beziehungen: die Zusammenhänge und Wechselwirkungen zwischen diesen Komponenten und (c) das Austauschverhältnis mit der Systemumwelt oder besser gesagt, die Einflüsse aus der ganzen Umwelt auf das System mit seinen Komponenten sowie der Umgang mit diesen Einflüssen. Im Folgenden wird nun die theoretische Grundkonzeption anhand einer Reihe von Basissätzen³ oder Axiomen⁴ und Relationen kompakt und übersichtlich dargelegt, um dann schließlich zu einer logisch deduzierbaren und menschlich sinnvollen Definition der Funktionen gelangen zu können.

3 Als Basissätze einer Theorie gelten beispielsweise nach Karl Popper solche, die als Prämissen einer empirischen Falsifikation dienen können. Siehe hierzu:

Vgl. Mittelstrass 2004: 252

Vgl. Popper 2005 [1935]: 20

4 Mittelstrass 2004: 240

Wohnen und Wohnumfeld

→ Wohnen geschieht stets im Kontext und beschreibt die Beziehung zwischen einem Individuum und seiner Wohnumwelt. Wohnen ist unmittelbar mit der

jeweiligen konkreten Wohnumwelt verbunden und abgetrennt von dieser niemals vollständig erklärbar.

- Der Mensch ist mit seiner Wohnumwelt durch ein ganzes Spektrum an Beziehungen und Wechselwirkungen verbunden (= *Beziehungsspektrum*).
- Das Beziehungsspektrum setzt sich im Überblick wie folgt zusammen:
 - Wahrnehmungsprozesse
 - Aneignungsprozesse (umfasst Nutzungen, Handlungen und Gestaltungsprozesse unterschiedlicher Art)
 - soziale Interaktionsprozesse
 - systemische Verknüpfungen
 - physiologische Austauschprozesse (Metabolismus)
 - physikalisch chemische Einwirkungen (meteorologische und sonstige Umwelteinflüsse)
- Die Wohnumwelt stellt folglich jenen Ausschnitt aus der Gesamtumwelt dar, der über dieses Beziehungsspektrum mit dem Menschen verbunden ist.

Das Habitat und Aneignung

- Ein Habitat stellt wiederum jenen Ausschnitt aus der Wohnumwelt dar, den sich ein Mensch (in wohnpsychologischer Hinsicht) aneignen kann. Es setzt sich aus all jenen räumlichen Bereichen zusammen, mit und in welchen er in irgendeiner Form interagieren kann – die er partiell gestalten oder nutzen kann, in denen er sich aufhalten kann und in denen auch soziale Interaktionen stattfinden können. (Womit die wichtigsten Formen der Aneignung genannt wären.)
- Eine Aneignung steht hier generell für die Herstellung einer Beziehung zwischen dem Menschen und seiner Wohnumwelt. Erst über Aneignungsprozesse wird aus einer neutralen räumlichen Umgebung ein menschlicher Lebensraum. Das Habitat eines Menschen definiert sich daher räumlich wie qualitativ größtenteils über dessen Aneignungsprozesse.
- In physischer Hinsicht setzt sich ein Habitat aus einer Reihe von räumlichen Strukturen und Bereichen zusammen, die künstlichen (baulichen) oder auch natürlichen Ursprungs sein können. Es benennt den wohnungsbezogenen Lebensraum eines Menschen und besteht in der Regel aus Wohnung⁵ bzw. Gebäude samt den zugehörigen Freibereichen und dem unmittelbaren Umfeld.

⁵ *Wohnung* steht hier als Platzhalter für jede erdenkliche Wohnform, von der Hochhauswohnung bis zur Almhütte, vom arktischen Iglu bis zum tropischen Baumhaus usw.

Wohnbedürfnisse

- *Wohnbedürfnisse* stehen hier für jene grundlegenden menschlichen Bedürfnisse, die mit dem Habitat eines Menschen unmittelbar verknüpft sind. Zu den wohnungsbezogenen Bedürfnissen zählen im Überblick die Bedürfnisse:
 - nach sensorischer Wahrnehmung, Empfindungen und Erfahrungen;
 - nach Aneignung und Gestaltung;
 - nach Selbstbestimmung, Regulation und Kontrolle;
 - nach sozialer Interaktion (Affiliation, Kommunikation), Extraversion und Introversion;
 - nach Aktivität und Kontemplation, Anregung und Entspannung;
 - nach Entwicklung und Entfaltung.
- Bedürfnisse wollen generell in der Realität erfüllt werden und stellen dadurch einen fiktiven Bezug zur Realität her, der jeweils von einer bestimmten Intention getragen wird.

Wohnbedürfnisse können demnach als fiktive oder intentionale Beziehungen des Menschen zu seiner Wohnumwelt bezeichnet werden.

→ Die allgemein menschliche Wohnqualität respektive der Grad der Menschlichkeit definiert sich primär über die Wohnbedürfnisse: Die Menschlichkeit eines Habitats ist umso höher, je eher die allgemeinen Wohnbedürfnisse erfüllt werden können bzw. je eher das reale Beziehungsspektrum dem intentionalen entsprechen kann.

→ Das heißt in Kurzform: Das reale Beziehungsspektrum bestimmt den Grad der Wohnqualität. Das intentionale Beziehungsspektrum hingegen definiert, was Wohnqualität überhaupt ist bzw. sein soll.

Wohnbaustrukturen und deren Funktionen

→ Das aktuelle reale Beziehungsspektrum und damit auch die aktuelle Wohnqualität werden (a) von den Bewohnenden selbst, (b) den Wohnbaustrukturen und (c) den Umwelteinflüssen (genauer: den Einflüssen aus der Umwelt des Habitatsystems) bestimmt.

→ *Wohnbaustrukturen* stehen für die Summe aller baulich räumlichen Elemente und Bereiche, die im weitesten Sinne dem Zweck des Wohnens dienen. Sie bilden einerseits immanente Bestandteile eines Habitatsystems, andererseits repräsentieren sie auch die baulich räumliche und physisch wahrnehmbare Manifestation desselben.

→ Wohnbaustrukturen bilden den klassischen Planungsgegenstand und bestimmen das Beziehungsspektrum in mehrererlei Hinsicht:

→ (A) Sie bestimmen, welche Einflüsse von außen zum Menschen vordringen und in welcher Form bzw. welchem Ausmaß sie auf den Menschen einwirken. Das heißt, Wohnbaustrukturen filtern, modifizieren und transformieren Einflüsse (*Filterfunktion* inklusive Transformationsfunktion)⁶. Über die Filterfunktion haben Wohnbaustrukturen die Aufgabe, erwünschte Einflüsse von außen nach innen durchzulassen und unerwünschte abzublocken. Über die Transformationsfunktion sollen Wohnbaustrukturen Einflüsse von außen derart modifizieren, dass sie für die Bewohnenden Vorteile erbringen oder in irgendeiner geeigneten Form genutzt werden können.

→ (B) Sie bestimmen, welche Beziehungen oder Interaktionen in einem Habitatsystem in welcher Form und in welchem Ausmaß zustande kommen können oder nicht. Das heißt, Wohnbaustrukturen ermöglichen oder verhindern Interaktionen und Beziehungen (*Möglichkeitsfunktion*). Über die Möglichkeitsfunktion haben Wohnbaustrukturen die Aufgabe, den Bewohnenden vielfältige Möglichkeiten der Wahrnehmung, Gestaltung, Nutzung, Regulation und Adaption, der Aneignung und der sozialen Interaktion zu bieten. Sie bestimmen, wo die Interaktionen zustande kommen können und wo Einflüsse gefiltert werden oder nicht. Sie lokalisieren die einzelnen Räume, Bereiche und Elemente und setzen sie damit auch in Beziehung zueinander (Raumlogistik).

→ (C) Sie beeinflussen das Beziehungsspektrum nicht nur auf direktem Wege indem sie Einflüsse filtern, Möglichkeiten bereitstellen oder logistische Beziehungen herstellen, sondern auch indirekt indem sie auf die menschliche Motivation und Stimmung einwirken. (*Affordanzfunktion*⁷). Über Form, Gestalt, Attraktivität und Ambiente motivieren oder demotivieren Wohnbaustrukturen den Menschen zu bestimmten Handlungen oder Verhaltensweisen. Jedes räumliche Setting besitzt einen bestimmten Aufforderungscharakter (*Affordance*⁸) und zieht bestimmte Verhaltensweisen an (*»Behavior Setting«*⁹). Dieser Aufforderungscharakter sollte natürlich die Erfüllung der Wohnbedürfnisse unterstützen und nicht untergraben.

⁶ Aus physikalischer Sicht gibt es streng genommen nur die Transformationsfunktion. Aus psychologischer Sicht, d. h. aus der Wahrnehmung des wohnenden Individuums heraus wirken bauliche Strukturen jedoch häufig wie ein Filter.

⁷ In Anlehnung an die »affordances« von James J. Gibson. Vgl. Gifford 2002: 29 f.

⁸ Vgl. Gifford 2002: 29 f.

⁹ In Anlehnung an den Behavior Setting-Ansatz von Roger Barker, dargestellt u. a. in Lichtenberg / Eitmann / Goldmann 2003: 9 ff.

→ Weitere mögliche Funktionen, wie die Repräsentationsfunktion, werden den Wohnbaustrukturen gelegentlich zusätzlich aufgetragen und sind daher individuell bedingter Art. Analoges gilt optional für eine ökonomische Funktion (Wohnbau als Ware um finanzielle Gewinne zu lukrieren) oder eine ideologische Funktion (Wohnbauten als Transportmittel für Ideologien unterschiedlichster Art, die politisch, kulturell oder religiös begründet sein können). Diese Funktionen lassen sich jedoch nicht mehr von den allgemeinen Wohnbedürfnissen ableiten und können diesen daher auch entgegenstehen.

Zur Hauptaufgabe eines Wohnbaus: allgemeine und individuelle Wohnqualität:

→ Die *Hauptaufgabe* eines Wohnbaus liegt darin, seinen Bewohnenden unter den jeweiligen örtlichen, klimatischen und ökonomischen Rahmenbedingungen eine möglichst hohe Wohnqualität zu bieten.

→ Dabei lässt sich zwischen einer primären – allgemein menschlichen Wohnqualität und einer sekundären – individuell bestimmten Wohnqualität unterscheiden.

→ Die allgemeine Wohnqualität, die mit dem Grad der Menschlichkeit von Wohnbaustrukturen gleichzusetzen ist, lässt sich über die oben genannten grundlegenden Wohnbedürfnisse definieren. Je eher Wohnbaustrukturen dazu in der Lage sind, diesen zu entsprechen, desto höher ist deren potentielle Wohnqualität – desto höher ist der objektivierbare Grad der Menschlichkeit eines Habitats.

→ Daneben gibt es auch noch eine individuell bestimmte Wohnqualität, die geprägt ist von den individuellen Wünschen und Anforderungen. Diese können von Person zu Person beträchtliche Unterschiede aufweisen und sind daher ausschließlich durch spezielle Informationen über das betreffende Individuum erfahrbar. In der Regel sind sie zusätzlich mit dem Lauf der Zeit starken Veränderungen unterworfen, meist parallel zu den Veränderungen der Lebensumstände einer Person (bezüglich Familienstand, Alter, berufliche und private Orientierung usw.).

→ Die grundlegenden Wohnbedürfnisse sind hingegen allen Menschen gemein und liefern somit eine generelle Definition der Menschlichkeit von Wohnbaustrukturen. Wohnbedürfnisse können zwar teilweise verdrängt oder unterdrückt werden, sie lassen sich jedoch nicht eliminieren. Sie können als immanenter Bestandteil der menschlichen Psyche betrachtet werden.

→ Wohnbedürfnisse zu erfüllen ist demnach nicht Attribut sondern Kern jeder Wohnbauaufgabe, nicht luxuriöses Beiwerk sondern ein Gebot der Menschlichkeit.

→ Eine hohe individuelle Wohnqualität wird umso wahrscheinlicher, je besser die allgemeinen Wohnbedürfnisse erfüllt werden und je mehr Möglichkeiten zusätzlich den veränderlichen individuellen Anforderungen und Wünschen geboten werden.

→ Das bedeutet zugleich, dass über eine entsprechende Umsetzung der Möglichkeitsfunktion auch die Basis für die individuell bestimmte Wohnqualität über weite Strecken gewährleistet werden könnte. Schauen wir uns nun die Hauptfunktionen im Detail etwas genauer an:

(A) Filterfunktion- und Transformationsfunktion

Die Filterfunktion beschäftigt sich mit den Einflüssen aus der wohnungsbezogenen Umwelt auf den Menschen. Den Wohnbaustrukturen kommt dabei die primäre Aufgabe zu, Schädliches, Schädigendes oder Unerwünschtes abuschirmen und wünschenswerte, vorteilhafte Einwirkungen zuzulassen. All die Einflüsse oder Einwirkungen aus der Wohnumwelt können und sollen selten gänzlich eliminiert werden. Vielmehr muss mit ihnen in geeigneter Form umgegangen werden. Somit lässt sich eine untrennbar mit der Filterfunktion in Verbindung stehende sekundäre Funktion erkennen: die Transformationsfunktion. Diese dient entweder dazu, die Einflüsse in geregelte Bahnen umzulenken, damit sie dem Menschen keinen Schaden zufügen (z. B. Meteorwasser und deren Ableitung usw.), oder zu transformieren, damit sie für den Menschen von Vorteil sein können (z. B. Sonnenenergie und deren Nutzung). Das »wie« im Umgang mit den Einflüssen bildet nicht nur ein Hauptthema der Hochbautechnik und Bauphysik, sondern auch der Wohnphysiologie, wenn es beispielsweise darum geht, Sonnenlicht und Wärmestrahlung oder Frischluftzufuhr in gewünschte geregelte Bahnen zu lenken.

Die Filterfunktion umfasst jedoch nicht nur die physiologische, sondern auch die soziale, zwischenmenschliche Ebene. So sollen insbesondere Personen mit unlauteren Absichten von unseren Wohnräumen ferngehalten werden, während wir andererseits einige Personen gerne in unseren privaten Räumen willkommen heißen. Dahinter stehen auf der einen Seite die Schutzbedürfnisse (z. B. vor Diebstahl, Gewaltverbrechen usw.) und auf der anderen Seite die Bedürfnisse nach Kontakt, sozialer Interaktion, Kommunikation und Affiliation¹⁰. Letzteres steht für das menschliche Gesellungsbedürfnis: Der Mensch sucht intuitiv die Nähe zu anderen Menschen, selbst dann, wenn er keinen direkten Kontakt aufnehmen möchte.

10 Vgl. Lexikon der Psychologie 2002

(B) Möglichkeitsfunktion

Wie bereits erwähnt, bildet die Möglichkeitsfunktion neben der Filterfunktion die zweite Hauptaufgabe von Wohnbaustrukturen. Die Lebensqualität eines Habitats hängt nicht zuletzt davon ab, wie viele und welche Möglichkeiten einer Wohnung samt Umfeld innewohnen. In diesem Sinne lässt sich für die nachfolgenden Punkte eine gemeinsame Maxime postulieren: Je mehr Potentiale und Möglichkeiten Wohnbaustrukturen bieten können, desto höher ist die potentielle Wohnqualität, desto höher folglich auch die Wahrscheinlichkeit für das Zustandekommen einer hohen Wohnzufriedenheit.

Handlungs- und Nutzungsmöglichkeiten

Was ist überhaupt eine »Handlung«?

»Jede Handlung ist stets ein psychischer Vorgang, weil sie bewusst, d. h. zielgerichtet, ist und Aufgaben erfüllt. [...] Jede Handlung schließt über die Ziele hinaus auch kognitive Prozesse ein. Sie ist mindestens eine sensumotorische Einheit, in der Regel aber eine Einheit von Wahrnehmen, Urteilen, Behalten, Reproduzieren und motorischem Ausführen (Bewegen).«¹¹

11 Lexikon der Psychologie 2002

Die Kognitionspsychologie sieht in den subjektiv wahrgenommenen Handlungs- und Nutzungsmöglichkeiten das wesentliche Kriterium zur Beurteilung der Qualität eines (Wohn)Ortes, denn:

»In kognitionstheoretischer Sicht lässt sich die Wohnumwelt als Handlungsraum auffassen. Die dort vollzogenen Handlungen und die damit verknüpften Erlebnisse werden kognitiv repräsentiert und im Gedächtnis verankert. Das Bild, das sich ein Individuum von einem Ort macht, ist eng mit den wahrgenommenen Handlungsmöglichkeiten verbunden [...]«¹²

Wohnräume und zugehörige Außenräume können und sollen immer auch als potentielle menschliche Handlungsräume begriffen werden. Je mehr Handlungs- und Nutzungsmöglichkeiten eine Person in ihrem Habitat vorfindet, desto höher steigt tendenziell die subjektive Bewertung desselben. Des Weiteren wird ein Handlungsspielraum in der Psychologie teilweise gleichgesetzt mit einem »Kontroll- oder Entscheidungsspielraum«, einem »Bereich frei wählbaren Verhaltens«¹³ usw. Somit wird deutlich, dass die Handlungsmöglichkeiten auf das Engste mit den Kontroll- und Regulationsmöglichkeiten verbunden sind, womit wir bereits beim nächsten Punkt angelangt wären.

12 Hellbrück / Fischer 1999

13 Lexikon der Psychologie 2002

Regulationsmöglichkeiten

Beruhend auf den Bedürfnissen nach Kontrolle und Selbstbestimmung sollte ein Habitat Regulationsoptionen für mehrere Bereiche bieten können. So auf physiologischer Ebene, wenn es beispielsweise darum geht, über Lichtverhältnisse, Raumtemperatur, Frischluftzufuhr usw. selbst bestimmen zu können. Von besonderer Bedeutung ist vor allem auch die soziale Regulation. Diese steht für das Bedürfnis, die eigenen sozialen Interaktionen selbst kontrollieren zu können; selbst bestimmen zu können, wann man wo und mit wem in Kontakt tritt; selbst wählen zu können, wann man für sich allein oder unter Leuten sein kann. Die sogenannte habituelle Regulation¹⁴ nimmt wiederum Bezug auf eine längerfristige Perspektive. Entscheidend sind hier die Kriterien der Anpassbarkeit, Veränderbarkeit und vielseitigen Verwendbarkeit des räumlichen Umfeldes, insbesondere der Wohnung selbst um auf neue Anforderungen, Wünsche und Bedürfnisse der Bewohnenden reagieren zu können. Diese verändern sich erfahrungsgemäß entsprechend den jeweiligen Lebensphasen, der Anzahl der Personen sowie deren privater und beruflicher Situation.

14 Vgl. Deinsberger 2007: 94

Wahrnehmungsmöglichkeiten

Eine Wohnumwelt muss in gewisser Hinsicht hinreichend Nahrung für verschiedene menschliche Sinne bieten. Dabei sind im Wohnbaukontext vor allem folgende sensorische Ebenen von Bedeutung:

- Die visuelle Ebene ist uns in der Regel noch am stärksten bewusst: Vielfältige, abwechslungsreiche An- und Ausblicke können uns einen reichhaltigen Wahrnehmungsraum bieten, der als sättigend erfahren werden kann. Nicht umsonst finden wir schöne Aussichten bereichernd und Monotonie als abstoßend.
- Die auditive Ebene: In der Natur ist es so gut wie nie wirklich still. Sie liefert nahezu ununterbrochen neue, andere Geräusche oder Klänge. In vielen gegenwärtigen Umwelten stellen zwar Lärmbelastungen ein häufig reklamiertes

Problem dar, jedoch wird dabei übersehen, dass eine gänzliche Lautlosigkeit, eine dauerhafte Abwesenheit von Geräuschen und Klängen der natürlichen Konstitution des menschlichen Sensoriums nicht gerade entspricht. »Schalltote« Räume sind auch in sensorischer Hinsicht leblos und haben auf Dauer eine deprivative Wirkung, sprich sie fördern eine (Über-)Empfindlichkeit und in der Folge auch Gefühle des Unwohlseins und der Gereiztheit.

→ Die sensomotorische Ebene bezieht sich auf den menschlichen Bewegungsapparat und den daran anknüpfenden Sensoren, welche die körperlichen Bewegungen registrieren. Dem Menschen wohnt, wie vielen anderen Lebewesen auch, ein Bewegungsbedürfnis inne, das jedem spätestens dann deutlich bewusst wird, wenn er gezwungen wird, über längere Zeit in einer reglosen oder bewegungsarmen Position zu verharren. Je vielfältiger und variationsreicher die Bewegungsmöglichkeiten desto eher können auch die sensomotorischen Empfindungen als sättigend erlebt werden. Dieses körperliche Bewegungsempfinden ist naturgemäß untrennbar mit dem Raumerlebnis an sich verbunden. Sprich interessante räumliche Abfolgen, Bewegungen auf unterschiedlichen Ebenen, Wechsel zwischen innen und außen und vieles andere mehr können die Wahrnehmungsmöglichkeiten nicht nur in sensomotorischer Hinsicht, sondern insgesamt auch für andere Sinne beträchtlich erhöhen.

→ Die taktile und haptische Ebene. Auf dieser Ebene lässt sich relativ einfach eine gewisse Wahrnehmungsvielfalt erzeugen – z. B. durch die Verwendung von unterschiedlichen Materialien, Formen und Oberflächen bei Möblierung und Ausstattung.

Kontaktmöglichkeiten

Einen weiteren Bereich, der in seiner Bedeutung sowohl für das persönliche Befinden als auch aus gesellschaftlicher Sicht gar nicht überschätzt werden kann, bilden die sozialen Interaktionen. Ein Habitat, speziell das Wohnumfeld sollte hinreichend und attraktive Möglichkeiten der zwischenmenschlichen Begegnung, der Kommunikation, der gemeinschaftlichen Aktivitäten bieten – und zwar für alle Altersgruppen. Die Betonung liegt hier besonders auf den Terminus »Möglichkeiten«, denn Sozialkontakte sollen stets ermöglicht und erleichtert, jedoch nicht aufgezwungen werden.

Aneignungsmöglichkeiten

In Anlehnung an den bereits erläuterten Begriff der »Aneignung« und in Anbetracht der Bedeutung desselben für die Qualität eines menschlichen Habitats erklärt sich die Forderung nach vielfältigen Aneignungsmöglichkeiten quasi von selbst. So lässt sich der menschliche Lebensraum als solcher in erster Linie über jenes Möglichkeitsfeld definieren, in welchem Aneignungsprozesse stattfinden können. Die verschiedenen Möglichkeiten der Aneignung bilden nicht nur eine unabdingbare Basis für das Zustandekommen eines menschlichen Lebensraums, sondern für die menschliche Existenz insgesamt. Darüber hinaus stellt jede Aneignung eine emotionale Verbindung zum jeweiligen Objekt her – in diesem Fall zum jeweiligen räumlichen Bereich samt Inhalt. Das klassische »Heimatgefühl« oder genauer gesagt eine emotionale Ortsverbundenheit entsteht erst nach und nach infolge von mehreren Aneignungsprozessen. Dort, wo diese nicht stattfinden können, stellt sich auch keine positiv besetzte emotionale Verbindung ein und damit auch kein Verantwortungsgefühl sondern eher Gleichgültigkeit oder gar Abneigung.

Gestaltungsmöglichkeiten

Dem Menschen kann grundsätzlich ein Gestaltungsbedürfnis zugesprochen werden, ein Bedürfnis sich gestalterisch, kreativ zu betätigen und sich seine Umwelt gestaltend anzueignen. Dies kann geradezu als ein markantes Wesensmerkmal des Menschen bezeichnet werden. In diesem Sinne sollte dessen Habitat in zweierlei Hinsicht Gestaltung ermöglichen: Zum einen, indem die baulich räumlichen Strukturen selbst für die Bewohnenden gestaltbar sind. Und zum anderen, indem ein Habitat auch Räume oder Bereiche anbietet, in welchen kreative bzw. gestalterische Tätigkeiten unterschiedlichster Art stattfinden können. Je mehr Möglichkeiten einem Individuum offen stehen, mit seinem Lebensraum zu interagieren, ihn zu gestalten und in ihm gestalterisch tätig zu werden, desto förderlicher ist dies für seine Entwicklung und Entfaltung – was nicht zuletzt von Erkenntnissen aus der Gestalttherapie¹⁵ unterstützt wird. Ein menschliches Habitat ist ohne gestalterische Interaktionen kaum denkbar. Erst über Gestaltungsprozesse wird aus einem neutralen räumlichen Umfeld ein persönlicher Lebensraum. Parallel dazu beginnt der Mensch sich dann nach und nach mit diesem, seinem Habitat zu identifizieren. Es wird gleichsam zu einem Teil der eigenen Persönlichkeit.

Darstellungsmöglichkeiten

Wohnen ist eng mit der eigenen Persönlichkeit verknüpft. So werden Wohnform und Wohnstil immer auch als Ausdruck derselben verstanden. Dies zielt prinzipiell in zwei Richtungen: die Wirkung nach innen (gegenüber Gästen) und die Wirkung nach außen hin (gegenüber Nachbarn und Passanten). Letztere nimmt bei Einfamilienhäusern naturgemäß eine bedeutendere Rolle ein als beispielsweise bei Geschossbauwohnungen, die oft nur sehr begrenzte nach außen gerichtete Wirkungsmöglichkeiten aufweisen. Nicht selten sind sie gar nicht vorhanden oder erlaubt. Sobald es diese Möglichkeiten jedoch gibt – sei es über Balkon, Terrasse, Zugangsbereich oder Fassadenteile, werden sie im Regelfall auch individuell gestaltet und verschieden stark personalisiert. Hier lässt sich schon erkennen, dass das Bedürfnis, sich darzustellen sehr unterschiedliche Formen und Ausprägungen annehmen kann. Es überlagert sich auch stark mit den Bedürfnissen nach Selbstbestimmung und Kontrolle. So möchte jeder Mensch selbst darüber bestimmen, welche (in diesem Fall) visuellen Informationen über ihn und die mit seiner Person verknüpften Objekte nach außen an seine Umwelt gelangen sollen. Trotz aller individuellen Unterschiedlichkeiten kann hier eines festgehalten werden, dass entsprechende Möglichkeiten der Personalisierung und Selbstdarstellung als vorteilhaft zu bezeichnen sind.

(C) Affordanzfunktion

Wohnbaustrukturen und ein baulich räumliches Umfeld können einen entscheidenden Beitrag dazu leisten, ein intentionales Beziehungsspektrum real werden zu lassen – und zwar nicht nur indem sie Möglichkeiten bieten, sondern indem sie den Menschen dazu einladen, diese auch zu nutzen. Diese dritte Primärfunktion stellt hinsichtlich Planung und Gestaltung vielleicht die größte Herausforderung dar.

Gemäß dem Affordanz-Konzept (nach James J. Gibson) besitzt jede aktuelle räumliche Umwelt durch ihre Positionierung, Ausformung, Gestaltung und

15 Vgl. Perls / Hefferline / Goodman-München 2000. Oder: Hartmann-Kottek 2004. Oder: Fuhr / Sreckovic / Gremmler-Fuhr 1999

Ausstattung stets in der einen oder anderen Form einen Aufforderungscharakter (Affordanz). Dieser Aufforderungscharakter kann im Prinzip so vielfältig sein wie das menschliche Verhalten selbst: Eine bestimmte Umweltsituation kann zu spezifischen Aktivitäten anregen oder auch zum Ruhen und Entspannen, ein räumliches Umfeld kann zum Verweilen anregen oder auch zu einem möglichst schnellen Vorbeigehen. Eine Umwelt kann zu bewusster Wahrnehmung anregen oder zum Wegschauen, zur Kontaktaufnahme zu anderen Personen animieren oder zur Kontaktvermeidung und vieles andere mehr.

Eine benutzbare oder aneignbare Umwelt sollte die Benutzenden zumindest in zweierlei Hinsicht ansprechen.¹⁶ Zum einen sollte sie selbsterklärend sein und damit die kognitive Ebene erreichen. Dies bedeutet, dass ein bestimmtes räumliches ›Setting‹ auch ohne Benutzerhandbuch verständlich und benutzbar sein sollte. Zum anderen sollte es sogenannte ›Expressivität‹ aufweisen und zwar in dem Sinne, dass wir uns emotional angesprochen fühlen. Diese Expressivität sollte natürlich den Zweck des Settings unterstützen und nicht untergraben. Da detaillierte Grundlagen für diese Funktion erst in Bruchstücken erforscht sind, muss der Planungsalltag zum größten Teil notgedrungen auf Erfahrungen und Empathie aufbauen. Jedoch lässt sich eines festhalten: Wohnbaustrukturen weisen jedenfalls eine Affordanz auf, sei sie beabsichtigt oder unbeabsichtigt. In welche Richtung diese zieht, ist (derzeit noch) nicht immer exakt prognostizierbar, in der aktuellen Situation hingegen immer spürbar. Klar bleibt jedenfalls, dass all die gebotenen Möglichkeiten in ihrem jeweiligen räumlichen Kontext eine hinreichende emotionale und kognitive Attraktivität besitzen müssen, damit sie nicht nur wahrgenommen, sondern auch tatsächlich angenommen und genutzt werden. Denn das potentielle Beziehungsspektrum bliebe zu einem guten Teil ein solches, wenn der Mensch sich nicht seinerseits dazu bewegen ließe, daraus ein aktuelles werden zu lassen.

16 Vgl. Schulze 2004

Resümee: ›Keine Häuser, sondern Habitate bauen!‹

Wann ›funktioniert‹ nun ein Wohnbau konkret? Wie wir gesehen haben, müssen wir die einleitende Frage auf das gesamte Habitatsystem ausweiten, um sie in befriedigender Form beantworten zu können. Ein Habitatsystem funktioniert im Sinne der Bewohnenden umso besser, je mehr sich das reale Beziehungsspektrum dem intentionalen annähern kann. Zuerst gilt es, das intentionale Beziehungsspektrum zu erkennen, also die menschlichen Wohnbedürfnisse in ihrer Gesamtheit zu erfassen und zu definieren. Zum Zweiten gilt es dann, die primären Funktionen von Wohnbaustrukturen darauf auszurichten, dass die generellen Wohnbedürfnisse auch erfüllt werden können und dass zusätzlich noch den speziellen individuellen Nutzungsanforderungen und Wünschen Raum geboten wird.

Wir müssten folglich Funktion neu definieren. Funktion heißt weniger, ein bestimmtes Raumprogramm zu erfüllen und diese Räume vor Witterungseinflüssen usw. zu schützen. Vielmehr müssten sich die Funktionen auf den Menschen selbst beziehen, auf sein Leben, seine Gesundheit, seine Entwicklung und seine sozialen Interaktionen. Diese Verlagerung der Prioritäten zieht weitreichende Konsequenzen mit sich. Zwar ist es weiterhin durchaus sinnvoll, bestimmte räumliche Bereiche zu schützen, doch was bedeutet es, die mentale, seelische und körperliche Gesundheit zu schützen, die kognitive, charakterliche und soziale Entwicklung zu fördern oder das zwischenmenschliche Zusammenleben zu unterstützen?

Dazu müssen sämtliche grundlegenden habitatsbezogenen Bedürfnisse des Menschen bei der Konzipierung von Wohnbauten samt Umfeld ins Zentrum gerückt werden. Wohlgemerkt: Wohnbaustrukturen können diese Wohnbedürfnisse nicht immer direkt erfüllen. Sie können sie jedoch vielfach ermöglichen. Sie können derart konzipiert werden, dass deren Erfüllung wahrscheinlicher wird oder zumindest nicht verhindert oder unnötig eingeschränkt wird. Diese Möglichkeitsfunktion bildet neben der Schutzfunktion die zentrale Aufgabe eines menschengerechten Wohnbaus. Schutz allein kann den Menschen auch zugrunde richten, wenn er ihn zu sehr von seiner Wohnumwelt isoliert, wenn er seine physischen und sozialen Interaktionen unterbindet, wenn er das Beziehungsspektrum zu stark einschränkt und beschneidet. Die Möglichkeitsfunktion hingegen bildet mit ihren unterschiedlichen Ebenen die entscheidende Voraussetzung dafür, dass sich menschliches Leben in all seinen Facetten überhaupt entwickeln, erhalten und entfalten kann. Die Affordanzfunktion wiederum motiviert den Menschen dazu, sich die zur Verfügung stehende Wohnumwelt auch anzueignen und so aus den materiellen räumlichen Gegebenheiten einen persönlichen Lebensraum entstehen zu lassen. Die Verlagerung der Prioritäten bedeutet kurz gefasst: Im Wohnbau sollten wir uns von dem Gedanken verabschieden, dass wir Gebäude planen, konstruieren und gestalten. Wir konzipieren menschliche Habitate.

Der baukünstlerischen Qualität muss die Erfüllung dieser Funktionen jedenfalls keinen Abbruch tun. Ganz im Gegenteil: je mehr man über die systemischen Zusammenhänge Bescheid weiß, desto eher weiß man auch, was gestalterisch und strukturell möglich ist, ohne die Bewohnenden ungewissen Experimenten aussetzen zu müssen. Mehr Wissen schränkt niemals ein, sondern gibt Sicherheit, wenn man beim Entwerfen neue eigene Wege beschreiten möchte.

Literatur

- Deinsberger, Harald 2007a: Eine humanwissenschaftliche Wohnbautheorie.
In: Forum Technik und Gesellschaft (Hg.): squared. www.squared.tugraz.at/index.php?art=Wissenschaft&newsID=1098 (08.07.07). Graz.
- Deinsberger, Harald 2007b: Die Psycho-Logik von Wohnbaustrukturen. Die Beziehung Mensch-Wohnung-Umfeld und ihre systemischen Grundlagen. Norderstedt / Hamburg.
- Engemann, Alwin 1996: Systemtheorie. In: Kruse, Lenelis / Graumann, Carl Friedrich / Lantermann, Ernst-Dieter (Hgg.): Ökologische Psychologie. Weinheim, 105-111.
- Fuhr, Reinhard / Sreckovic, Milan / Gremmler-Fuhr, Martina 1999 (Hg.): Handbuch der Gestalttherapie. Göttingen.
- Gifford, Robert 2002: Environmental Psychology. Colville.
- Hartmann-Kottek, Lotte 2004: Gestalttherapie. Berlin / Heidelberg.
- Hellbrück, Jürgen / Fischer, Manfred 1999: Umweltpsychologie. Göttingen / Bern.

Lexikon der Psychologie 2002: Stichworte »Affiliation« und »Handlung« (digitale Ausgabe). Heidelberg.

HARALD DEINSBERGER-DEINSWEGER

Lichtenberg, Ulrike / Eitmann, Jens / Goldmann, Gerhard 2003: Behavior Settings revisited. Eine moderne Variation der Barker-Studie »One Boy's Day«. Berlin.

Mittelstrass, Jürgen 2004 (Hg.): Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie. Band 1. Weimar.

Perls, Frederick S. / Hefferline, Ralph F. / Goodman, Paul 2000: Gestalttherapie. 5. Aufl. München.

Popper, Karl 2005: Logik der Forschung [1935]. In: Keuth, Herbert (Hg.): Karl Popper. Logik der Forschung. 11. Aufl. Tübingen.

Schulze, Berit 2004: Affordanzkonzept. In: Richter, Peter G. (Hg.): Architekturpsychologie. Lengenrich / Berlin.

Harald Deinsberger-Deinsweger

*1967 in Wolfsberg (Österreich). Studium der Architektur (1987-1997, Diplom), Philosophie und Kunstgeschichte (1991-1993). Mehrjährige berufliche Praxis. Ausbildung zum Baubiologen am Österreichischen Institut für Baubiologie und -ökologie (Graz 1998-1999), Ausbildung zum Zivilttechniker (Graz 2005). Doktoratstudium (1999-2006) mit fachübergreifender Thematik (Auswahl): Architektur, Umweltpsychologie, Neurophysiologie, Baubiologie (Dissertation: »Wohnbaustrukturen im umweltpsychologischen Kontext«, Graz 2006). Seit 2007 Forschungs- und Publikationstätigkeit im Bereich Wohnbautheorie, Wohnpsychologie usw. Veröffentlichungen (Auswahl): »Die Psycho-Logik von Wohnbaustrukturen. Die Beziehung Mensch-Wohnung-Umfeld und ihre systemischen Grundlagen« (2007). Seit 2009 Gründung von *Wohnspektrum*, *Büro für Wohnbau-Forschung, Analyse und Beratung* sowie Lehrtätigkeit mit den Fächern »Wohnen und Psychologie« (TU Graz), »Wohnbau und Psychologie« (Österr. Akademie für Psychologie, Wien) sowie »Wohn- und Siedlungswesen« und »Wohnbauentwurf« (Fachhochschule Kärnten).